



SYLVIA SCHMIEDER
zusammen bleiben

Roman

edition federleicht · Fuldata 2024

Softcover, 336 Seiten

ISBN 978-3-946112-94-5, 18,00 EUR

Frankfurt am Main, 1939. Mari, aufgewachsen im Dreiländereck Ungarn-Slowakei-Österreich, ist ihrem Mann nach Deutschland gefolgt. Er und die Kinder geraten schnell in den Sog der NS-Ideologie – während die Einschläge näher kommen. Die Familie kämpft um ihr physisches und psychisches Überleben. Dann wird Maris Bruder als kritischer Journalist von der Gestapo abgeholt ... Die mitreißende Geschichte einer sanft-mutigen Menschenmischerin, hart an der Wirklichkeit erzählt.

Ein berührendes Portrait einer Zeit und seiner Menschen, das unter die Haut geht. Sylvia Schmieder erweist sich mit ihrer bilderreichen Sprache als feinsinnige Beobachterin. Indem sie Szenen aus dem Alltag herausgreift, kleine Momente und Episoden, lotet sie gleichzeitig die Untiefen der Lebensumstände aus, die Risse, die sich durch die Familie ziehen. Die Kapitel fügen sich am Ende zusammen und zeigen, wie fest, aber auch wie zerrissen Familienbande sein können. Unbedingt empfehlenswert.

UTE BALES

DIE AUTORIN:

SYLVIA SCHMIEDER, geboren in Frankfurt am Main, wuchs bei München auf und lebt in Freiburg. Sie studierte Germanistik, Musikwissenschaft und Philosophie, arbeitete als Werbetexterin und Journalistin und schrieb nebenher literarische Texte. Vor einigen Jahren kündigte sie ihre Stelle, um sich auf das literarische Schreiben zu konzentrieren. Heute leitet sie mehrere Schreibwerkstätten, arbeitet als Lektorin, betreibt gemeinsam mit ihrem Mann die Website www.freiburger-schreibkiste.de und ist auch auf YouTube unter dem Stichwort „das tagesgedicht“ aktiv. Zahlreiche Veröffentlichungen von Prosa und Lyrik. 2021 erschien ihr Roman „Saling aus dem Wald“, 2022 „Freiburg Meditationen. Gedichte“, beide im Verlag edition federleicht.



KONTAKT:



edition federleicht Karina Lotz · Friedhofstraße 16 · D-34233 Fuldata
Mobil: 0172-665 18 94 · E-Mail: karina.lotz@edition-federleicht.de
www.edition-federleicht.de

Als sie in der Mondgasse ankommen, haben Anyu und Zsófia verschiedene Zeitungen auf dem Esstisch ausgebreitet. Mari liest, dass riesige Verbände der deutschen Wehrmacht in die Slowakei eingerückt sind. Ihre „Sühneaktion“ ist in vollem Gange. Das Militär hier in Trnava hat sich auf die Seite der Aufständischen geschlagen, die immer öfter auch deutsche Zivilisten töten. „Sie tun einander auf beiden Seiten so viel an ...“, murmelt Anyu traurig in sich hinein.

„Und Ludwig ist hier“, sagt Zsófia. Mari wird kalt. Sie wagt kaum, zu fragen, ob er auch hier als Partisanenbekämpfer eingesetzt wird. Aber er ist beurlaubt, Gott sei Dank. In Pozsony, Bratislava, Preßburg, das noch auf der Seite der Deutschen kämpft, wartet er auf seine Familie, um sie in Sicherheit zu bringen. Hans und er haben täglich bei Anyu angerufen und unsichere Abfahrtszeiten von äußerst spärlich fahrenden Zügen durchgegeben.

„Jeder Zug kann der letzte sein“, sagt Zsófia.

„Ich will nicht zurück!“, wehrt sich Mari und erschrickt selbst vor ihrer wütenden Stimme. Mit heißem Kopf starrt sie vor sich hin. Dann fragt sie erst einmal nach Péter, doch es gibt keine neue Nachricht von ihm, und das, obwohl sie alle drei regelmäßig nach Mauthausen schreiben. Réka hat auch einen flammenden Brief an irgendeine Budapester Regierungsstelle geschrieben. Müssen sie nun fürchten, dass auch sie noch abgeholt wird? Mit dem Kind? Oder ohne? Oder nur das Kind?

„Man sollte gar nicht mehr unter Menschen leben“, murmelt Mari böse. „In den Wald ziehen, in die Hohe Tatra ...“

„Menschen sind überall“, stellt Anyu bitter fest.

Anyus Wecker rasselt, wie er immer gerasselt hat, vorlaut, unbekümmert, schwer zum Schweigen zu bringen – genau so hat er die Familie schon zu Maris Schulzeiten geweckt. Draußen ist es stockdunkel, doch Mari will einen kurzen Abschiedsblick aus ihrem Fenster, auf ihre Gasse werfen. Sie öffnet das Fenster, und die Nacht ist noch einmal warm. In dem Stückchen Himmel zwischen Bäumen und Dach ist kein Stern zu erkennen. Gegenüber wirft die Laterne ihr weiches Lichtoval auf eine Handvoll Pflastersteine, darüber, in den schwarz belaubten Bäumen, singen zwei Vögel durcheinander, und Pufi, Anyus schwarzweißes Kätzchen, trabt die Mauer entlang, verschwindet. Ihr Städtchen ist ein friedlich schlafendes Dorf, nur in Richtung der breiteren Straßen leuchten schon einige Fenster. Eine Haustür wird sanft zgedrückt. Für einen Moment glaubt sie, dass sie doch nicht wirklich abreisen muss. Aber sie weiß ja, welche Wirklichkeit sich da verbirgt.

Sie hat sich vorgenommen, die Zuversichtliche zu spielen, vor allem vor Anyu und den Kindern. Doch als sie zusammen im Flur stehen und sich umarmen, fließen ihre Augen über, als gehörten sie nicht zu ihr – auch vor Wut! Sie kann nicht mehr! Sie will das alles nicht mehr ertragen! Und ihrer Mutter geht es ebenso, das hört sie an ihrem verzweifelten Schluchzen, das sie jetzt nicht mehr unterdrückt. Auch Zsófia und Kitti weinen. Heinerle lässt sich anstecken. Die älteren Kinder nicht.

Am Vorabend hat sie den Dreien, so gut sie konnte, auseinandergesetzt, dass und warum sie wieder nach Frankfurt müssen. Sie kam schnell ins Stammeln, weil bittere Hilflosigkeit in ihr hochstieg, aber auch, weil die Kinder so merkwürdig reagierten. Keine ängstlichen Fragen. Kein Ausdruck von Traurigkeit, Wut oder Trotz. Kein Widerspruch. Das fand sie fast empörend! Hat es ihnen hier etwa nicht gefallen? Nein, sie weiß ja, dass sie gern bleiben würden. Warum sind sie dennoch so furchtbar vernünftig? Klara ist noch keine sieben Jahre alt, und dennoch hat ihre Tochter nicht mehr getan, als sich in ihrem Bett von der hockenden Haltung in die liegende zu begeben und die Augen zu schließen. Dieter hat noch gefragt, wann sie aufstehen werden. Rudolf hat gebeten, irgendein Geschichtsbuch von Opapa mitnehmen zu dürfen und hat es ihr gebracht. Das war's. Das war's! Und auch jetzt, als sie sich verabschieden, sind diese Kinder erwachsener als die Erwachsenen: Sie umarmen. Sie wünschen alles Gute. Sie drehen sich um, und dann stehen sie an der Tür, wartend, betreten vor sich hinschauend, als wären sie Zuschauer eines allzu dramatischen Theaterstücks, während die Erwachsenen vergeblich versuchen, ihren Tränenfluss in den Griff zu bekommen. „Ich glaube, wir müssen jetzt los“, sagt Dieter schließlich vorsichtig.

Ludwig wartet am Bahnhof in Preßburg, in Zivil. Angespannt, fast flüchtig begrüßt er sie und die Kinder, läuft schon voraus in Richtung eines anderen Bahnsteigs. Sie hasten hinterher. Eine Lautsprecheransage verkündet in überlautem Deutsch, dass der Zug sich verspäten werde. Es knackt. Pause. Räuspern. Um unbestimmte Zeit. Pause. Ein Räuspern ... dem nichts folgt.

Sie quetschen sich auf eine Bank. Mari hat Vorwürfe von Ludwig erwartet, für ihre riskanten Reisen, ihre späte Ausreise, aber er redet nur das Nötigste. Vielleicht, weil man auch in Preßburg inzwischen vor Anschlägen deutschfeindlicher Kräfte Angst haben muss?

Sie schweigen sich an, und das macht auch die Kinder nervös. Ob sie wieder stumm sein müssen?, fragt Dieter flüsternd. Ludwig fixiert ihn irritiert, und Mari erzählt ihm leise, was es damit auf sich hat. Er nickt.

„Das habt ihr gut gemacht. Und ihr habt leider recht, wir müssen auch hier noch vorsichtig sein.“

Hans und Elsa empfangen sie wieder mit Ninas Apfelkuchen. Die Kinder sind naturgemäß weniger begeistert als bei ihrer Ankunft vor knapp einem Jahr. Mehr als zwei Stück davon isst keins von ihnen. Mari fragt gleich nach Elsas Familie, und es gibt immerhin halbwegs gute Nachrichten: Es wurde niemand mehr inhaftiert oder hingerichtet. Melitta ist sogar freigelassen worden, wegen „kriegswichtiger Ingenieursaufgaben“, und konstruiert jetzt Flugzeuge, die den Krieg noch gewinnen sollen. Sie fliegt auch wieder. Aber sie will nicht hinnehmen, dass ihr Mann noch immer in „diesem Lager“ sitzt. Als die Kinder mit Gudrun in den Garten verschwunden sind, nestelt Elsa nervös an der Damasttischdecke herum.

„Sie macht wirre Andeutungen, Alexanders Befreiung betreffend. Ich traue ihr zu, dass sie eine gewaltige Dummheit begeht! Damit würde sie auch unseren Vater gefährden!“

„Und uns“, ergänzt Hans trocken.

Mari fasst sich ein Herz und nutzt die Gelegenheit, nachzufragen.

„Was sind das für Lager? Wir haben noch immer nichts Neues von Péter gehört ... Hat Melitta etwas erzählt?“

Elsa versenkt ihre Hände unter der Tischplatte, und neben ihrem Teller schlägt das Tuch eine scharfe Falte.

„Nein.“

Sie zögert einen Moment, bevor sie wiederholt: „Nein. Nichts.“

Mit der Rückfahrt von Engerau nach Frankfurt verbindet Heiner seine früheste Erinnerung überhaupt. Es ist der Tag seines dritten Geburtstags, und der Mann neben Mutti wünscht ihm irgendwas, kneift ihn in die Backe, was ihm nicht gefällt. Aber kurz darauf strahlt seine Mutti ihn an und überreicht ihm ein Geburtstagsgeschenk. Es ist eine kleine Umhängetasche mit blauen Sternchen auf weißem Grund. Sie hängt sie ihm um den Hals. Das ist jetzt seine. Er ist stolz. Alle hier tragen alles Mögliche von Ort zu Ort, und dass sie so viel zu tragen haben, scheint ungeheuer wichtig zu sein, nur er war bisher zu klein, mit ihnen mitzutragen. Jetzt hat er ein feierliches Gefühl. Alle sehen ihn an, lächeln, ihr Lächeln hebt ihn in eine neue Höhe, und auch wenn er nicht wirklich weiß, was das alles zu bedeuten hat, freut er sich sehr auf sein neues Leben mit dieser Tasche, in der seine Mutti ein Stück Brot versenkt.

Ihr Haus steht. Doch kaum sind sie angekommen, müssen sie schon wieder in den Schutzraum. Als sie wieder hinaufkommen, wird ihnen bewusst, dass das Küchenfenster als einziges noch richtiges Glas zu bieten hat – es hat nur einen leichten Sprung. Alle anderen bestehen nur mehr aus durchweichter Pappe oder löchrigem Glaspapier. Und der Winter kommt. Ludwig fragt Mari noch einmal, ob er sie nicht aufs Land bringen soll. Sie schüttelt nur den Kopf. Für eine neue Fremde hat sie keine Kraft mehr. Also organisiert er noch schnell etwas Glaspapier, mit denen sie die wichtigsten Fenster abdichten können – dann muss er schon wieder nach Italien, an die Front.

Im beinahe leeren Lebensmittelgeschäft kann die Verkäuferin kaum glauben, dass sie freiwillig wieder zurückgekommen sind – was ja auch nicht stimmt, aber Mari möchte nicht erzählen. Sie haben mehrere große Angriffe versäumt, berichtet die Verkäuferin, die ihr nur Streichwurst und Brot verkaufen kann, und alle Zivilisten, die nicht in der Stadt arbeiten müssen, sollten sie längst verlassen haben. „Es gibt hier fast keine Kinder mehr. Alle Schulen sind evakuiert, in den Taunus, den Westerwald.“

Auch die Dolds sind fort. Und als sie ein paar Tage später bei Großalarm in einem der Bunker in der Südstadt unterkriechen wollen, werden sie von Feuerwehrfrauen angegiftet: Was sie hier zu suchen haben? Warum sie den Dienstverpflichteten den wertvollen Raum wegnehmen?

Mari bekommt Zweifel, ob sie die richtige Entscheidung getroffen hat. Für die Flucht in ihre Heimat hat sie so viel auf sich genommen – und ist nun doch wieder am Aus-

gangspunkt gelandet. Ist das nicht völlig irre? Andererseits merkt sie, dass sie seit ihrer Rückkehr eine neue, warme Zuneigung zu ihrem Haus in der Tiroler Straße erfasst hat. Es hat so treu auf sie gewartet. Fast bildet sie sich ein, das Haus wolle tapfer sein wie sie, wolle sie mit all seiner Kraft überzeugen, dass es ihr doch noch zur Heimat werden könne. Also bleiben sie eben hier und beten. Dieter und Rudolf sind groß genug, sie können in den Bunker laufen, ohne dort weiter aufzufallen. Sie selbst wird mit den Kleinen in den Keller gehen.

„Und wenn etwas ist, buddelt ihr uns einfach aus.“

Dieter findet das vernünftig. Rudolf dagegen besteht darauf, bei ihnen zu bleiben, und schimpft seinen Bruder einen erbärmlichen Feigling. Dem scheint das schon lange nichts mehr auszumachen.

Die *Frankfurter Zeitung* wurde schon vor anderthalb Jahren eingestellt. Auch im *Schwarzen Korps* findet Rudolf keine interessanten Artikel mehr, nur feierliche Beschwörungen von Kampfgeist und Treue, immer dieselbe Leier, langweilig wie der Singsang in der Kirche. Wenn Langeweile und Hunger zusammenkommen, ist das der schlimmste Zustand überhaupt, findet Rudolf. Deshalb streift er jetzt viel in den Straßen umher, auf der Suche nach Ess- oder Brennbarem, genau wie Dieter – aber getrennt von ihm.

Einmal hört er in der Hedderichstraße über sich ein himmelfüllendes Brummen. Er dreht sich um und erkennt Jabos, Jagdbomber der Alliierten. Die Sirenen beginnen zu heulen, reichlich spät. „Die schießen auf alles, was sich bewegt!“, hat Dieter behauptet. Er setzt seinen Weg ruhig fort. Nur ein klein wenig zügiger.

Die Maschinen überfliegen ihn. Na, also. Dieter hat mal wieder übertrieben!

Dann dreht eine von ihnen bei, feuert eine Salve.

Jetzt rennt er.

Eine zweite Salve, eine dritte, und es ist klar, dass sie ihn meinen, nur ihn. Sie wollen ihn wirklich töten. Er schlägt einen Haken wie ein flüchtiger Hase, und der Jabo braucht einen Moment, wieder beizudrehen, aber schon knallen die Geschosse wieder aufs Pflaster, er spürt ihren Luftzug, springt über einen Zaun, rast durch einen Garten, stolpert, fällt, rappelt sich auf, rennt den Weg zurück, den er gekommen ist, auf die Straße, drückt sich an den Straßenrand, an eine Hecke. Der Jabo dreht bei. Er hat ihn noch immer im Visier.

Er muss unter die Erde.

Aber der nächste Bunker ist zu weit entfernt.

Da ist das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium, das er in Friedenszeiten besuchen würde. Da muss doch ein Keller sein. Wahrscheinlich ist er zu, aber er kann nicht mehr, drückt sich keuchend an die niedrige Mauer, der Schweiß bricht ihm aus, als er den Jabo sieht, wie er quer zu seinem Lauf über den Himmel kriecht, und eine lange Maschinengewehrsalve scheucht ihn weiter, über die Mauer, den Vorhof, die erstbeste Treppe hinab.

Die Eisentür ist verschlossen.

Nicht weit entfernt hat er eine zweite Treppe gesehen, eine kleinere. Was soll er sonst tun? Brüllend rennt er wieder hinauf, rast, den Kopf eingezogen, die grobverputzte Ge-

bäudemauer entlang und stürzt sich die schmalen Stufen hinab, während der Jabo eine gemächliche Schleife fliegt, als wollte er ausholen.

Schreiend rüttelt er an der Klinke – und fällt nach innen.

Ein paar Sekunden nimmt er nichts von sich wahr. Als er wieder zu sich kommt, kniet er, über eine eiserne Bütt gebeugt, die mit Schutt gefüllt ist. Er atmet noch immer schwer und meint, dass er sich übergeben muss. Aber dem ist nicht so.

Er setzt sich auf den kalten Boden, lehnt sich mit den zitternden Schultern gegen die Bütt, lauscht nach draußen. Das Motorengeräusch wird leiser, wieder lauter. Dann entfernt es sich.

Seine Lunge schmerzt.

Seiner Mutti wird er vorläufig nichts erzählen, nimmt er sich noch im Keller vor. Auch die Geschwister dürfen vorerst nichts erfahren, weil sie vielleicht nicht den Mund halten können. Schade. Natürlich hätte er es gern erzählt, als Heldentat. Aber Mutti ist imstande, ihm und Dieter jeden Ausflug zu verbieten. Wie soll er dann seine Tage verbringen? Den Brockhaus rückwärts abschreiben, oder was? Und jemand muss für Essen sorgen, für Wärme.